

Leseprobe aus:

Fanny und Robert Louis
Stevenson

SÜDSEEJAHRE

Eine ungewöhnliche Ehe
in Tagebüchern und Briefen



Herausgegeben und
aus dem Englischen übersetzt
von Lucien Deprijck

mare

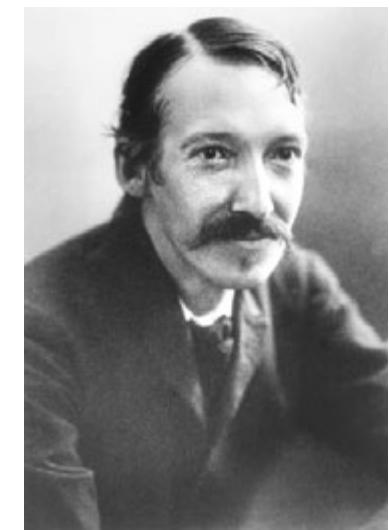
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die vorliegende Übersetzung des Tagebuchs
von Fanny Stevenson basiert auf der von Charles Neider
herausgegebenen Ausgabe *Our Samoan Adventure*,
die 1956 bei Weidenfeld & Nicolson, London,
erschienen ist. Die Übersetzung der Briefauszüge
von Robert Louis Stevenson basiert auf der von
Sidney Colvin herausgegebenen Ausgabe *Vailima
Letters*, die 1895 bei Methuen & Co., London,
erschienen ist.

Deutsche Erstausgabe
1. Auflage 2011
© 2011 mareverlag, Hamburg

Lektorat Meike Herrmann
Einband- und Schubergestaltung
Simone Hoschack / Petra Koßmann,
mareverlag, Hamburg
Karten Peter Palm, Berlin
Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Schrift Adobe Caslon Pro
Druck und Bindung
Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-152-7

www.mare.de



Copyright © http://en.wikipedia.org/wiki/Fanny_Van_de_Griff

Copyright © INTERFOTO / Mary Evans

Die Vertreibung ins Paradies

VORWORT

Man muss sich klarmachen, mit wem man es hier zu tun hat: mit nicht weniger als zwei der ungewöhnlichsten und faszinierendsten Persönlichkeiten ihrer Zeit.

Der eine ein Literat von Weltrang, einer der berühmtesten und gefeiertsten Schriftsteller der englischsprachigen Literatur, die andere eine Frau mit einem – für ihre Zeit – denkbar unkonventionellen Lebenslauf, eine Abenteurerin, deren wechselvolle Geschichte so manche Biografie ausgewiesener männlicher Erlebnisträger in den Schatten stellt.

Auf der einen Seite der behütete Sohn aus gutbürgerlichem Hause in Edinburgh, der, akademisch gebildet, lebenslang gegen seine Lungenkrankheit ankämpft und dem somit das Dasein eines kränklichen Schöngestes aufgezwungen ist. Auf der anderen Seite die Amerikanerin aus dem Mittelwesten, von den Wechselfällen des Lebens zu einer Eigenständigkeit erzogen und so emanzipiert, dass sie sich als Ikone jeglicher Frauenbewegung geradezu aufdrängt.

Dabei war auch der literarische Schöngest ein Rebell und eher einem abenteuerlichen Leben zugeneigt – einerseits bedingt durch die Krankheit, andererseits in dem erstaunlich ausgeprägten Willen, ihr zu trotzen. Und so kommt es, dass er, der viktorianische Sprachkünstler, als Dandy, als Bohemien, als Aussteiger gilt, umso mehr, nachdem er seine spätere Frau kennengelernt hat.

Wenn Fanny Vandegrift und Robert Louis Stevenson kein denkwürdiges Paar waren, wer dann? Mehr als zehn Jahre Altersunterschied lagen zwischen ihnen – er der Jüngere, wohlgernekt –, ein

Ozean, ein kultureller und gesellschaftlicher Klassenunterschied und die Konventionen der Zeit. Ein hoffnungsvoller Spross aus presbyterianisch-schottischer Familie konnte nicht eine viel ältere, gerade erst geschiedene Amerikanerin mit zwei Kindern heiraten. Für eine Mutter von Mitte dreißig kam allein die Liaison mit einem jungen an gehenden *Man of letters* nicht infrage. Alles stand dieser Verbindung entgegen: der Zeitgeist, die gesellschaftlichen Schranken, religiöse Barrieren, Angehörige, Freunde, die Öffentlichkeit. Zustande kam sie trotzdem – und führte in eines der merkwürdigsten Abenteuer, die in der Literaturgeschichte zum Tragen kommen, zu einem Aussteigerdasein wider Willen in der Südsee. Aussteiger wider Willen – auch das ein Widerspruch in sich, wie so vieles, was ihre Biografien und ihre Tagebücher und Briefe offenbaren.

Diese Tagebücher und Briefe sind es, die von einer ambitionierten – und verzweifelten – Unternehmung Zeugnis geben. Auf der Suche nach einem Klima, einem Ort, wo ihr Mann (vielleicht) noch einige Jahre leben kann, ist sie bereit, noch einmal – ein weiteres Mal – ganz von vorne anzufangen. In Samoa, am Ende der Welt, ist er bereit, seinem Schicksal ins Auge zu blicken. Eine Rückkehr wird es nicht mehr geben. Bald wissen das beide, und bald wird beide diese Tat sache auf ihre Art bedrücken.

Als Robert Louis Stevenson am 13. November 1850 in Edinburgh in seinem Elternhaus, Howard Place No. 8, geboren wurde, war Fanny in Indianapolis bereits zehn Jahre und acht Monate alt und durchlebte eine insgesamt glückliche und unbeschwerde Kindheit im amerikanischen Mittelwesten, der damals noch als Grenzland galt. Auch Stevensons Kindheit möchte man beinahe als glücklich bezeichnen. Er wurde in begüterte Verhältnisse hineingeboren, in eine Dynastie von Ingenieuren. Thomas Stevenson, der Vater, war von Beruf Leuchtturm bauer, wie zuvor bereits Großvater Robert und Urgroßvater Alan Stevenson. Louis sollte diese Linie fortsetzen, das galt als

selbstverständlich. Dass dieser von der Mutter, Margaret Isabella Balfour, und dem Kindermädchen Alison Cunningham mit aller Hingabe umsorgt wurde, hatte jedoch spezielle Gründe: die Krankheit des Jungen, um dessen Leben man fortan kaumzählbare Male fürchten musste. »Cummy« nannte er als Kind die Frau, die sich vorwiegend um ihn sorgte, ihn mit Geschichten, Liedern und Spielen ablenkte – und ihn um viele Jahre überlebte. Später widmete er ihr seinen Kinder-Gedichtband *A Child's Garden of Verses* und schrieb ihr als Zwanzigjähriger: »Glaub nicht, dass ich jemals diese langen, bitteren Nächte vergesse, in denen ich hustete und hustete und so unglücklich war und Du so geduldig und liebevoll mit einem armen, kranken Kind. Wahrlich, Cummy, ich wünsche mir, dass aus mir ein Mann wird, der es wert ist, dass man über ihn spricht, und sei es nur, damit all Deine Mühen nicht vergebens waren.«¹

Das feuchte Klima im Norden am Firth of Forth war der Gesundung des Kindes nicht förderlich, auch nicht die klammen, zugigen Häuser, in denen man lebte. Doch Stevenson liebte seine schottische Heimat und würde sich später bitter nach ihr zurück sehnen, zu Zeiten, als eine Rückkehr – immer noch aus gesundheitlichen Gründen – nicht möglich war. Er lernte sein Land kennen, unter anderem während der Exkursionen mit dem Vater entlang der Küste und per Schiff zu den Leuchttürmen seiner Vorfahren. Die Sommermonate verbrachte man abseits der klammen Straßenschluchten Edinburgs in Landhäusern, zunächst Colinton Manse, später Swanston Cottage, was der Gesundheit jedes Mal förderlich war.

Literarische Ambitionen zeigten sich früh. Bereits als Sechsjähriger schrieb Stevenson an einer »History of Moses«, die Mutter führte stolz Tagebuch über die Fortschritte und frühen sprachlichen Fähigkeiten ihres Sohnes. Eine erste essayistische Veröffentlichung des

¹ Sidney Colvin (Hg.): *The Letters of Robert Louis Stevenson*, New York 1911, Band I, S. 37 (Übersetzung L. D.).

Sechzehnjährigen über einen Aufstand, *The Pentland Rising*, wurde vom Vater (in einhundert Exemplaren) gutwillig finanziert.

Doch das Verhältnis des Jugendlichen zu seinen Eltern war gespannt, Konflikte ergaben sich vor allem mit dem strengen Vater. Zu dessen Leidwesen zeigte sich Stevenson aufmüpfig und trat mit seinem Lieblingscousin Bob (eigentlich Robert Alan Mowbray oder kurz R. A. M.) einem Club bei, dessen erklärtes Ziel die Auflehnung gegen die elterlichen Werte war. Er kleidete sich gern unkonventionell, gefiel sich in der Rolle des Dandys und trieb sich mit einem Notizbuch bewaffnet bevorzugt in den zwielichtigen Vierteln Edinburghs herum, wo er in Gesellschaft von Spelunkengängern, Tagelöhnern, Dieben und Prostituierten verkehrte. Dass er dort ein junges Mädchen von zweifelhaftem Ruf namens Kate Drummond kennen- (und lieben) lernte, ist eine Legende. Die Namensgleichheit mit seiner Romanheldin Catriona Drummond kommt wie ein allzu verlockendes Indiz daher.

Einerseits förderte der Vater die literarischen Ambitionen seines Sohnes, doch als dieser immer offensichtlicher von einem Broterwerb als Dichter träumte, reagierte Thomas Stevenson typisch väterlich. Ein Berufsabschluss wurde zur Bedingung gemacht, man einigte sich auf ein Jurastudium. Dass Stevenson – allein gesundheitlich bedingt – die Ingenieurlaufbahn nicht einschlagen würde, damit hatte sich der Vater schweren Herzens abgefunden.

Stevenson wurde Anwalt, doch zur Ausübung des Berufes kam es nie. Reisen in besseres Klima füllten einen großen Teil seines Lebens aus. Währenddessen kam es zu ersten ernst zu nehmenden Veröffentlichungen – Essays, Reiseberichte, Erzählungen – und noch sehr bescheidenen Erfolgen. Blutstürze, immer neue Rückfälle begleiteten sein Leben, doch in Phasen der Besserung legte Stevenson einen erstaunlichen Lebenswillen und unverhoffte Zähigkeit an den Tag. Ärzte und Freunde rieten zur Schonung – Stevenson unternahm Reisen, Wanderungen, Kanufahrten. Eine solche Fahrt mit Bob Steven-

son auf den Flüssen und Kanälen Belgiens und Frankreichs führte zum ersten veröffentlichten Buch, *An Inland Voyage*. Bereits 1878 in dem Essay *Aes Triplex* hatte er seine trotzige Lebenseinstellung definiert: »Es ist besser, so gut zu leben, wie es geht, als täglich auf dem Krankenbett dahinzusterben. Geh unbirrt ans Werk, und sollte der Arzt dir auch nicht einmal ein Jahr, sollte er zögern, dir auch nur einen Monat zu geben, gib dir tapfer einen Stoß und sei dankbar für eine einzige Woche.«²

Die an Anbetung grenzende Schwärmerie für eine um zwölf Jahre ältere Frau, Fanny Sitwell, führte zu einer Flut von Briefen. Sie blieb für ihn unerreichbar. Die von ihrem trunksüchtigen Mann getrennt lebende Mutter eines kleinen Sohnes erhörte statt seiner den Mentor und Freund Sidney Colvin, der lebenslang – und über den Tod hinaus – einer der größten Förderer blieb.

Ironie des Schicksals, dass auch die Frau, der er 1876 in Frankreich begegnete, Fanny hieß. Gleichheiten gehen über den Namen hinaus. Auch Fanny Vandegrift war um einiges älter, gut zehn Jahre, auch sie hatte bereits eine Ehe hinter sich, auch sie war Mutter. Die Flut der Briefe an Fanny Sitwell riss genau zu dem Zeitpunkt ab, als er die Fanny kennenlernte, die ihr Leben mit ihm teilen würde. Dabei schien auch sie bei ihrer ersten Begegnung – und noch für längere Zeit – unerreichbar zu sein.

Dieses Treffen fand in Frankreich statt, in Grez, einem malerischen Ort etwa sechzig Kilometer südöstlich von Paris, wo sich Künstler und ausgewiesene Bohemiens allsommerlich ein Stelldichein gaben. So auch Bob Stevenson und sein Cousin Louis.

Doch bis dahin war es für Fanny ein langer, langer Weg.

² Robert Louis Stevenson: *Travels with a Donkey/Virginibus Puerisque*, hg. von H. Bell, London 1936, S. 194 (Übersetzung L. D.).

Am 10. März 1840 war Fanny als Frances Matilda Vandegrift in Indianapolis, Indiana, geboren worden, erstes Kind des Holzgroßhändlers Jacob Vandegrift und seiner Frau Esther Keen. Die Vorfahren waren schwedischer und niederländischer Abstammung, dennoch war Fanny, wie sie von Beginn an genannt wurde, von einem auffallend dunklen Hauttyp. Das Tragen von Hauben wurde zur besonderen Pflicht, denn noch dunkler sollte dieses Kind nicht werden, das in Gehabe und bevorzugten Spielen zudem eher wie ein Junge daherkam.

Die Gegend war noch nicht sonderlich zivilisiert, noch war Indiana Grenzland zum kaum erschlossenen Westen. Der Vater war einer der wenigen, die es zu einem Haus aus Stein gebracht hatten. Sechs Geschwister folgten in die Szenerie einer recht glücklichen Kindheit, doch die Umgebung und die Umgangsformen waren rau. Die Zukunftsperspektiven einer Frau bestanden im Allgemeinen aus Hochzeit und Mutterschaft, das möglichst zeitig, und im Alter von siebzehn Jahren stand Fanny vor dem Traualtar neben dem gut drei Jahre älteren Samuel Osbourne, Sekretär des Gouverneurs von Indiana und zu diesem Zeitpunkt ein Mann mit Karriereaussichten.

Doch Sam Osbourne war vor allem ein Mann, den es nicht lange an einem Ort hielt – und der notorisch zur Untreue neigte. Nach Ausbruch des Bürgerkrieges trat er – als Südstaatler – der Armee des Nordens bei und brachte es innerhalb eines halben Jahres zum Rang eines Captain. Doch damit war seine Begeisterung für eine militärische Laufbahn vollständig erschöpft. 1863 zog es ihn nach Kalifornien und von dort aus nach Nevada, wo sich viele Abenteurer in den Silberminen schnellen Reichtum erhofften.

Fanny würde ihrem Mann oft hinterherreisen müssen, zuweilen, um festzustellen, dass er am Bestimmungsort schon nicht mehr zu finden war. Mit der kleinen Tochter Isobel (»Belle«), die 1858 geboren worden war, reiste sie von Indiana zunächst nach Kalifornien. Dass diese Unternehmung nicht über Land führte, sagt einiges über die mangelnde Erschließung des »Wilden Westens« in seiner klassischen

Phase. Die Fahrt ging stattdessen über New York und dann per Schiff über Panama nach Kalifornien. Schon in ein solches Abenteuer hätten sich die meisten ihrer Zeitgenossinnen gar nicht erst begeben, denn allein die Zugfahrt in Panama war eine Prüfung – Fanny jedoch nutzte die Gelegenheit, das Grab ihres Jugendfreundes George Marshal zu besuchen, der dort als Soldat umgekommen war.

Sam war bereits in Nevada, Fanny folgte ihm. Im Minencamp Austin am Reese River lag das Ende der Zivilisation. Dort gab es in rauer, gebirgiger Umgebung nichts als Bretterbuden und Schlamm. Und Männer: Silbergräber, Abenteurer, Indianer. Fanny lebte dort acht Monate lang als eine von insgesamt sieben Frauen in einer Holzhütte am Hang, durch deren Fenster die daherkommenden Kerle und immer wieder auch Pajute-Indianer hineinglotzten. Gefährlich wurde es jedoch erst, wenn die Indianer sich *nicht* blicken ließen, dann drohten Überfälle. Fanny erlebte auch diese. Die Bedingungen – Hygiene, medizinische Versorgung, Verpflegung – waren katastrophal. Doch hier zeigte sich zum ersten Mal ihre Gabe, sich in jeder Lebenslage selbst zu behelfen und das Beste aus allem zu machen. Ihre Geschicklichkeit, ihre Erfindungsgabe im Gärtnern, Kochen und Nähen machten sich jetzt bezahlt. Sie lernte dazu – auch Schießen und wie man Zigaretten dreht.

Im März 1865 zog es Osbourne nach Virginia City, wo er sich nur noch stärker der Silbergräberei widmete, wie einige Jahre zuvor Mark Twain, der in der Redaktion des *Territorial Enterprise* seine ersten journalistischen Erfahrungen gesammelt hatte. Virginia City war weit größer als Austin und besser versorgt, doch abenteuerliche Behausungen und Schlamm gab es auch hier, in einer Welt der Saloons und Glücksspieler. Mehr oder weniger Gesetzlose bewegten sich weitgehend unbehelligt. Mit Schießereien musste man ständig rechnen. Hier gab es mehr Frauen als in Austin. Ihr Ruf war nicht immer makellos. Sams Hang zu kleinen Affären wurde offenbar, das Eheglück war ernsthaft getrübt.

Die Minen brachten nichts ein, und die nächste Stufe für Sam Osbourne war das Goldfieber. Er zog aus nach Montana, in wildes Indianerland, war für unbestimmte Zeit verschwunden. In San Francisco war die Zusammenkunft bei unbestimmtem Datum vereinbart, dorthin reiste Fanny schließlich mit ihrer Tochter, dort erhielt sie die Nachricht, Sam sei bei einem Indianerangriff umgekommen.

Fanny kleidete sich in Schwarz, verdiente den Lebensunterhalt für sich und Belle als Änderungsschneiderin in einem Bekleidungsgeschäft, wo sie sich als Französin ausgab. Und lernte einen Mann namens John Lloyd näher kennen, einen Bekannten Sams, dem sie bereits in Austin begegnet war. Doch eines Tages stand Sam Osbourne vor der Tür, überraschend lebendig, der erfolglosen Gräberei nach Bodenschätzen überdrüssig.

Ein neuer Anfang, ein neuer Versuch, die Ehe zu retten. Sam fand Arbeit, die Familie bezog ein Haus, im April 1868 wurde Sohn Lloyd geboren. Doch Sams Hang zur Untreue war nichts, was sich ändern ließ. Schon kurz nach Lloyds Geburt vollzog Fanny eine erste Trennung, reiste – wiederum über Panama – zu ihren Eltern nach Indianapolis und blieb dort ein Jahr. Dann ein neuer Versuch, die Rückkehr zu Sam nach Kalifornien. 1871 wurde der zweite Sohn Hervey geboren, ein engelhaft schönes, aber kränkliches Kind, das großer Fürsorge bedurfte. Fanny war indessen stärker auf ihre eigene Zukunft, ihre eigenen Neigungen bedacht. Sie begann zu malen und folgte ihrer nunmehr sechzehnjährigen Tochter Belle an eine Kunstschule in San Francisco. 1875 war auch dieser Anlauf zu neuem Familienglück gescheitert. Ihre emotionale Bindung an Sam und der Druck der gesellschaftlichen Konventionen konnten den Entschluss nun nicht mehr verhindern: sich von ihrem Ehemann endgültig zu trennen und mit ihren drei Kindern nach Europa zu gehen.

Es war ein mutiger Schritt. Ein Schritt zu Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung. Fanny war mittlerweile fünfunddreißig. Sie wollte sich selbst, aber auch ihren Kindern eine bessere Zukunft er-

kämpfen, was ohne die finanzielle Unterstützung von ihrem Noch-Ehemann freilich nicht möglich gewesen wäre. Kein Zweifel, dass Sam Osbourne, sich seiner charakterlichen Unzulänglichkeiten sehr wohl bewusst, seine Frau und seine Kinder liebte. Doch auch er muss anerkannt haben, dass ein Zusammenleben unter den gegebenen Umständen nicht mehr möglich war.

Für drei Monate ging es zunächst nach Antwerpen, wo man in einer Pension freundschaftlich aufgenommen wurde. Doch der kleine Hervey erkrankte, und die örtlichen Kunstakademien blieben Frauen verschlossen. In Paris sollten die Bedingungen besser sein, für ein Kunststudium wie auch klimatisch, und dorthin zog Fanny mit ihren Kindern. Lloyd ging zur Schule, die Damen studierten an der Académie Julien, doch die finanzielle Unterstützung war knapp, die Wohnverhältnisse allzu bescheiden. Herveys Tuberkuloseerkrankung verschlimmerte sich dramatisch, er starb im April 1876, nur fünf Jahre alt.

Der Verlust ihres Sohnes war in Fannys Leben ein tiefer Einschnitt. Wochen- und monatelang hatte sie zusehen müssen, wie er litt. Er hatte sich unsäglich gequält. Und sie sich mit ihm. Selbstvorwürfe wogen schwer: Hatte sie mit ihrer Übersiedlung nach Europa diese Tragödie heraufbeschworen? Nach Herveys Tod verfiel Fanny – zum ersten, aber nicht zum letzten Mal in ihrem Leben – in einen Zustand tiefer Depression, ja geistiger Verwirrung.

Sam Osbourne war kurz vor Herveys Tod angereist, blieb für einige Zeit, reiste jedoch bald wieder zurück nach Kalifornien. Und Fanny ging mit Belle nach Grez, der malerischen Stadt der Künstler und Bohemiens, wo auch viele Amerikaner logierten. Dort, in diesen Künstlerkreisen, erregten Mutter und Tochter einiges Aufsehen, standen bald im Mittelpunkt. Belle, die Achtzehnjährige, wurde umschwärmt, aber auch für die Sechsunddreißigjährige ergaben sich hier Aussichten auf ein ganz neues Leben – vielleicht sogar neues Glück?

Zeitzeugen und Biografen versuchten verschiedentlich den Eindruck zu erwecken, die Begegnung von Fanny Osbourne (wie sie da-

mals noch hieß) und Louis Stevenson (wie ihn jedermann nannte) wäre eine Art Liebe auf den ersten Blick gewesen. Andere haben das bestritten, und auch die Fakten sprechen dagegen. Nach übereinstimmenden Schilderungen war es zunächst Bob Stevenson, der Cousin, der auf Fanny Eindruck machte. Dieser jedoch schwärmte für Belle – die wiederum umwarb einen irischen Maler. Das Beziehungsgeflecht war kompliziert. Kurz nach der ersten Begegnung verschwand Stevenson für einige Monate wieder von der Bildfläche, auch dies nicht eben ein Hinweis auf eine bereits entflamme Liebe zu Fanny. Und war Louis überhaupt angetan, Damen auf Anhieb zu beeindrucken, ein mittelgroßer, schlanker, vielmehr hagerer und kränklich, ja zerbrechlich wirkender Jüngling? Belle beschrieb ihn in einem Brief als »wohlgefälligen hässlichen Mann«³. Eindruck – und mitunter nachhaltigen – machte Stevenson gewöhnlich erst, wenn er sprach und den Betrachter den Ausdruck seiner Augen entdecken ließ. Stellvertretend für viele beschrieb Mark Twain in Erinnerung an eine Begegnung Stevenson als derart dürr, dass seine Kleider ihn umschlotterten wie eine Puppe. »Sein langes Gesicht, das glatt herabfallende Haar, sein dunkler Teint und sein grüblerisch-melancholischer Ausdruck vervollständigten dieses Bild, das nur dafür geschaffen zu sein schien, die ganze Aufmerksamkeit auf Stevensons eindrucksvollstes Merkmal zu lenken: seine herrlichen Augen. Unter dem Dach der Brauen glühten sie feurig und machten ihn schön.«⁴

Biografen haben sich stets rührend darum herumgedrückt, unumwunden zu sagen, dass auch Fanny auf den ersten Blick keine Schönheit war. Zuweilen nimmt man die umständlichen Umschreibungen mit Schmunzeln zur Kenntnis. Nein, regelrecht schön kam sie nicht daher, klein, eher stark gebaut, eher matronenhaft von Figur, mit einem anscheinend etwas ausdruckslosen Gesicht. Und doch muss sie,

³ Ian Bell: *Dreams of Exile*, New York 1992, S. 105 (Übersetzung L. D.).

⁴ Mark Twain: *Autobiographie*, deutsch von Gertrud Baruch, München 1967, S. 404.

nach übereinstimmenden Beschreibungen, eine charismatische Person gewesen sein, auch sie mit ausdrucksvollen Augen, auch sie jemand, deren Schönheit es zu entdecken galt. Ihr spröder Humor, der nicht zuletzt aus ihrem Tagebuch spricht, mag zu dieser Wirkung beigetragen haben.

Im Herbst 1876, als Louis zurück in Grez war, kamen sie einander näher, lernten sich kennen. Der Mann, den sie als »schlanken, hageren Schotten mit einem Raphaelsgesicht«⁵ beschrieb, entdeckte seine Zuneigung offenbar eher als sie. Ihr blieb sein Gehabe zunächst fremd, ja bedenklich. Manchmal lachte er unbbeherrscht, ohne ein Ende zu finden, dann wieder brach er von jetzt auf gleich in Tränen aus. Die unkontrollierbaren Emotionen ließen sich nur dadurch stoppen, dass er seine Finger überdehnte, bis es schmerzte. Sie hielt ihn für verrückt, für todkrank – und für ein literarisches Genie, wie schon Freunde und Förderer Stevensons vor ihr.

Auch den folgenden Sommer verbrachte man gemeinsam in Grez, und bald wurde Fannys Pariser Wohnung zum gemeinsamen Quartier. Die entscheidende Annäherung war offenbar vollzogen. Doch kaum eine Phase in Stevensons Leben hat den Betrachtern mehr Rätsel aufgegeben als diese. Der genauere »Werdegang« ist nicht zu eruieren. Wie ernst war diese Liaison aus Fannys Sicht? Und warum überhaupt verliebte sich Stevenson nicht eher in ihre Tochter Belle, die doch nur acht Jahre jünger war als er und in Grez so manchem den Kopf verdrehte?

Wie glücklich war diese Beziehung? Wie glücklich kam sie zustande, und wie glücklich endete sie? Bei der Beschäftigung mit beider Leben und Wirken, beim Lesen der Tagebucheintragungen und Briefe wird dies unvermeidlich zur zentralen Frage. Eine Frage, die nur schwer – und vielleicht gar nicht – zu klären ist. Für deren Beantwortung es

⁵ Ian Bell: *Dreams of Exile*, New York 1992, S. 105 (Übersetzung L. D.).

jedoch Anhaltspunkte gibt. Und so wird die Lektüre der Einträge und Briefe bald über die eher profanen Äußerlichkeiten hinaus zu einem wachsamen Beobachten, zum Lesen zwischen den Zeilen. In der Frage, ob und in welchem Maße Louis und Fanny Stevenson miteinander glücklich waren, hat es unter den Biografen im Laufe der Zeit Staatsanwälte und Verteidiger gegeben. Auf den ersten Blick waren sie ein so glückliches Paar. Doch bei näherem Hinsehen müssen Zweifel auftreten – und die Frage: Wie hätten sie denn auch glücklich sein können unter den Umständen, die sich für sie ergaben?

Waren die Anfänge unkompliziert? Die Begegnung in Grez, die Zweisamkeit in Paris? Fraglos und eindeutig: nein. Fanny war noch verheiratet, sie war älter, sie war hin- und hergerissen zwischen ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen und der Verantwortung für ihre Kinder, ihren Bedenken und dem Druck der gesellschaftlichen Konventionen. Eine solche Beziehung ging man nicht leichten Herzens ein. Ihre Entscheidung, im August 1878 zurück nach Kalifornien zu gehen, sagt viel – wenn auch nicht viel im Detail. Die Tatsache, dass Stevenson bald alles stehen und liegen ließ, um ihr nachzureisen, sagt alles. Vielleicht wollte die Zeit diese Beziehung nicht, vielleicht war sich Fanny alles andere als sicher, ob sie diese Beziehung wollte, aber Stevenson wollte sie um jeden Preis. Hier ist der Romantik ausreichend Raum gegeben.

Und doch waren es auch und vor allem finanzielle Aspekte, die die Dinge lenkten. Fanny war in Geldnöten, denn Sam Osbourne hatte seine Zahlungen eingestellt. Louis war nahezu mittellos, bis zum literarischen Erfolg sollte es noch einige Jahre dauern. Im August 1878 kehrte Fanny nach Kalifornien zurück, Louis begab sich auf eine einsame Wanderung in den französischen Cevennen, traktierte einen störrischen Esel mit Schlägen und träumte nachts unter Sternenhimmel von Fanny. Ein Buch wurde daraus, *Travels with a Donkey*, und noch heute ist Stevensons damaliger Wanderweg in der Nähe von Le Monastier Pilgerroute und Touristenattraktion.

Monate vergingen. Louis schrieb: den Reisebericht der Wanderrung, Essays, Geschichten. Und litt unter der Trennung, so arg, dass sich die Freunde sorgten. Unterdessen vollzog sich in Kalifornien ein letzter Versuch in Sachen Osbourne. Die Familie lebte wieder unter einem Dach, die Kinder hatten ihren Vater, der Vater hatte nach wie vor Frauengeschichten. Und Fanny hatte nichts als die Scherben eines Lebens, das sie nicht mehr ertragen wollte. Ende Juli 1879 schrieb sie Louis ein Telegramm unbekannten Inhalts. Dieser kratzte Geld zusammen, ließ alles hinter sich und buchte eine Fahrt auf dem Emigrantenschiff *Devonia* über den Atlantik.

Am 19. März 1880 heirateten Fanny und Louis in San Francisco – und man kann von Glück sagen, dass es dazu überhaupt noch kam. Louis' Reise war ein Horrortrip gewesen: zuerst auf dem engen Schiff, dann stundenlang Schlange stehend in New York, in Kälte und Regen, schließlich im überfüllten Überlandzug, bereits krank und im Fieber. Kaum hatte er sich in Kalifornien leidlich erholt, brach er auf zu einem Ritt in die Wildnis oberhalb von Monterey, wo er erschöpft vom Pferd fiel und drei Tage unter freiem Himmel lag, ehe er von Jägern halb tot gefunden wurde. Bei der Trauungszeremonie war der Bräutigam nur noch Haut und Knochen. Fannys Schwester Nellie schrieb später in der Biografie über Fanny: »Sie unternahm diesen Schritt in der fast sicheren Überzeugung, binnen weniger Monate Witwe zu sein. Ihre kühnsten Hoffnungen gingen dahin, ihm seine letzten Tage noch so angenehm und glücklich wie möglich zu gestalten, und dass dieses Opfer mit vierzehn üppigen Jahren an seiner Seite belohnt würde, in denen es ihr vergönnt war zu sehen, wie er durch sein Genie Ruhm und Vermögen erlangte, hätte sie sich nicht einmal erträumen können.«⁶

Hatte Fanny ein Opfer gebracht, am Ende aus Mitleid? Böse Zun-

6 Nellie Van de Grift Sanchez: *The Life of Mrs. Robert Louis Stevenson*, London 1920, S. 77f. (Übersetzung L. D.).

gen würden später behaupten, sie habe ihn tatsächlich nur in dem sicheren Wissen geheiratet, demnächst Witwe und Erbin seines elterlichen Vermögens zu werden.

Wie auch immer, Sam Osbourne hatte das Feld geräumt, die Scheidung war vollzogen worden, Fanny und Louis waren Mann und Frau. Daheim in Großbritannien zeigte sich niemand erfreut darüber. Keiner von Louis' Freunden würde Fanny jemals lieben. Dass es Fanny immerhin gelang, die Eltern in Edinburgh für sich zu gewinnen, ist aufschlussreich. Besonders der – doch so konservative – Vater war unerwartet angetan.

Den Gang der folgenden Jahre bis zu Stevensons Tod würde seine Krankheit bestimmen. Unmöglich, in Schottland zu bleiben. Doch auch in Bournemouth an der englischen Südküste blieb Stevensons Leben eine andauernde Zitterpartie zwischen Blutstürzen und nur leidlicher Besserung. Aufenthalte in Frankreich und im schweizerischen Davos zeigten kaum Effekt. Während der Autor sich literarischen Ruhm erschrieb – mit Werken wie *Treasure Island*, *The Strange Case of Dr. Jekyll and Mr. Hyde*, *Kidnapped* (*The Adventures of David Balfour*) –, blieb sein Zustand desolat. 1887, nach dem Tod des Vaters, sollte ein Aufenthalt in Amerika Besserung bringen. In den Adirondacks um den Saranac Lake im Staate New York verbrachten die Stevensons einen eisigen Winter. Ärzte rieten zu einem milden, tropischen Klima. Und so ging es 1888 von San Francisco aus erstmals in die Südsee, an Bord des Schoners *Casco*. Eine zweite Reise auf der *Janet Nicholl* erfolgte im Jahr darauf. Das letzte Kapitel im Leben des oft schon Totgesagten hatte begonnen. Seinen Hoffnungen auf entscheidende Besserung und die Rückkehr nach Europa standen die Tatsachen gegenüber: Das Südseeklima, die Aufenthalte auf See taten ihm gut, dagegen brachten allein schon Abstecher nach Neuseeland und Australien verheerende Rückfälle.

Auf der Samoa-Insel Upolu hatte man Land erworben, nahe dem Dorf Vailima auf einem Grundstück gleichen Namens. Dort ließ

sich Stevenson nieder – und mit ihm Fanny, erfahrene Pionierin und Abenteurerin. Jahre des Kampfes gegen die Krankheit hatten sie hinter sich, immer in Angst vor dem drohenden Tod des Mannes, der mittlerweile ein weltweit gefeierter Schriftsteller war. Sein »Output« war fast beängstigend, immer neue Erzählungen, Romane, Artikel und Briefe. Zahlreiche Briefe an Freunde. Viele davon an Sidney Colvin, seinen Förderer in England. Und auch Fanny schrieb. Tagebücher. Versuchte sich zuweilen gar an Erzählungen. Ihr Tagebuch über die Südseereise mit der *Janet Nicholl* würde sie vor ihrem Tod noch für den Druck vorbereiten. Das Tagebuch, das sie während der letzten Jahre in Samoa führte, blieb hingegen unvollendet und unüberarbeitet. Nicht nur das: Auch sorgfältige Streichungen wurden von ihren Kindern in diesen handschriftlichen Aufzeichnungen vorgenommen, sodass ein Teil unleserlich wurde. Erst Jahrzehnte später konnte man diese Passagen anhand neuer technischer Möglichkeiten wieder lesbar machen, und im Jahr 1956 wurde Fannys Tagebuch veröffentlicht, angereichert mit Auszügen aus den Briefen von Louis, auch diese oft tagebuchartig.

Diese Aufzeichnungen bieten Einblicke wie durch das Guckloch eines Panoptikums, Einblicke in eine erstaunliche, denkwürdige Szenerie. Am Rande der Zivilisation begibt sich ein ungleiches Paar in die tropische Wildnis, um ganz neu anzufangen, notgedrungen, durchaus ein wenig verzweifelt, und doch entspricht das diesen beiden Abenteurerseelen. Das Roden des Geländes, das Anlegen von Pflanzungen, der Bau eines Hauses, der Umgang mit den Eingeborenen, das Einfinden in eine fremde Kultur, eine ganz andere Welt wird zum echten, realen Abenteuer – und zur Prüfung. Ein neues Leben muss begründet, ein ganzer Familienclan mit diversen Verwandten und Bediensteten muss unterhalten und finanziert, eine Ehe muss erhalten werden. Alles stets im Wettlauf mit dem drohenden Tod des Dichters, der mit eisernem Fleiß seine letzten Werke schreibt. Fanny ist unermüdlich im Einsatz, Louis schreibt wie besessen. Und wird

in politischen und kriegerischen Konflikten zum Anwalt der Eingeborenen. Denn unverhofft hat man sich in ein politisches Wespennest gesetzt. Nur auf den ersten Blick ist diese kleine Welt eine Idylle. Die Widrigkeiten sind von erdrückender Vielfalt. Dies ist nicht bloß die Geschichte von Menschen, die sich für einige Jahre in der Südsee niederlassen. Es ist der letzte Akt eines Dramas. Eine ultimative Gelegenheit. Im Leben aller Beteiligten werden diese Jahre entscheidend sein: Dreh- und Angelpunkt für die Überlebenden, Schlussakkord für den einen, um den sich alles dreht.

Fannys Tagebuch, unbearbeitet, wie es ist, erscheint wie ein Rohdiamant. Das bedingt einige Ungereimtheiten im Text und offene Fragen bei der Lektüre. Insgesamt sind die Eintragungen von berückender Naivität. Und doch drängt sich, wenn man genauer hinsieht, die Frage auf: Inwiefern ist dies wirklich ein intimes Tagebuch? Ist es nicht vielmehr von vornherein auf spätere Veröffentlichung angelegt? Denn insgesamt sind die Einträge oberflächlich gehalten, nur selten bricht sich ein vertraulicher Ton Bahn bei der Niederschrift von intimen Gedanken und Nöten, wie sie eigentlich für ein Tagebuch charakteristisch sein sollten. Doch selbst die intimeren Notizen erscheinen letztlich wie Botschaften, zuweilen wie Anklagen. »Ich schreibe dies nieder in der Hoffnung, dass Louis es sieht ...«, heißt es an einer Stelle ganz unmissverständlich. Hier will sich jemand mitteilen. Einerseits der Öffentlichkeit, andererseits dem Mann, um den sich das ganze Leben in Vailima dreht.

Interessant wird das Tagebuch auch durch das, was es verschweigt. Denn Klagen über das eigene Befinden, über Krankheit und Krisen sind Fanny Stevensons Sache nicht. Besonders hier benötigen wir als Ergänzung die Stimme ihres Mannes. Er ist es, der in seinen Briefen gerade das anschneidet, was wir in Fannys Niederschrift vermissen. Und so liegt ein besonderer Reiz darin, wie sich Fannys Einträge und Louis' Briefnotizen ergänzen. Es bietet sich Gelegenheit, die Zeit in Vailima aus zwei Perspektiven zu erleben. Schon Charles Neider

hat 1956 als Herausgeber von Fannys Tagebuch dieses durch Auszüge aus diversen Briefen und Texten Stevensons ergänzt, der gerade dann spricht, wenn seine Frau schweigt. Ein geschicktes Verfahren, das im hier vorliegenden Band, bei anderer Textauswahl, beibehalten wird. Während wir erleben, mit welchem Eifer sie sich ihrer Aufgabe als Pflanzerin hingibt, beobachten wir den berühmten Autor bei der Konzeption und Erstellung seiner Werke. Zwei Sichtweisen offenbaren sich, wenn nicht gar zwei verschiedene Welten, und doch nimmt auffällig oft der eine zu den Belangen des anderen Stellung. Fanny kommt weit ausführlicher zu Wort; sie ist es vor allem, die das Leben in Vailima vor unseren Augen erstehen lässt. Sie ist Berichterstatterin, Erzählerin und Malerin in Worten, doch bei aller nüchtern anschaulichen Beschreibung bricht auch immer wieder die Kämpferin, die leidenschaftliche Verfechterin, die Frau durch. So wird etwa ihr glühendes Bekenntnis zu Häuptling Mataafa als »ihrem« König für den Leser zu einem mitreißenden Höhepunkt der Lektüre.

Beim Blick durch dieses literarische Schlüsselloch sind wir Beobachter und Detektiv – und finden Idylle und Tragödie eng miteinander verwoben. Über weite Strecken folgen wir vor allem Fannys Bericht, doch gegen Ende, als sie verstummt, muss Robert Louis Stevenson – in seiner reichen, kunstvollen Sprache – für sie zu Ende erzählen, der Mann, den die Eingeborenen »Tusitala«, den Geschichtenschreiber, nennen.

Die politische Situation in Samoa bedarf einiger Erläuterung: Samoa stand zu jener Zeit unter gemeinsamer Oberherrschaft Deutschlands, Amerikas und Großbritanniens. Es war eine aus der Not geborene Gemeinschaft. Jede Macht verfolgte ihre eigenen Interessen, hatte ihre eigenen Vorstellungen. Insbesondere darüber, welcher samoanische Häuptling als König einzusetzen war, herrschte Uneinigkeit. Laupepa, der amtierende Herrscher, war den Deutschen ein Dorn im Auge, sie brachten einen Anwärter namens Tamasese auf den Thron.

Die Briten und Amerikaner jedoch erklärten Mataafa zum Gegenkönig, es kam zu einer Auseinandersetzung, bei der Mataafa am 18. Dezember 1888 eine deutsche Marineeinheit vernichtend schlagen konnte und die deutsche Botschaft in Brand setzte. Die Ereignisse schienen zu eskalieren, Krieg zwischen den drei Mächten lag in der Luft. Entschärft wurde dieses Pulverfass aus dem fernen Berlin von Reichskanzler Otto von Bismarck. Er sandte einen neuen Konsul nach Samoa, und am 14. Juni 1889 unterzeichneten die drei Mächte den sogenannten Berliner Vertrag. Über die gleichen Rechte von Deutschen, Briten und Amerikanern sollte ein neutraler Oberster Richter wachen, ein schwedischer Diplomat namens Conrad Cedarcrantz. Eine Landkommission wurde eingesetzt. Die Häuptlingsfrage war jedoch noch immer nicht hinreichend geklärt. Die Deutschen sprachen sich mittlerweile für Laupepa aus, während die Briten und Amerikaner an Mataafa festhalten wollten. Beide Führer residierten in ihren Heimatdörfern, Laupepa galt offiziell als König. Die meisten Samoaner jedoch standen hinter Mataafa, der sich ja bereits in der Vergangenheit als führungsstark und siegreich im Kampf erwiesen hatte.

Als die Stevensons sich 1890 auf Upolu niederließen, schwelte dieser Konflikt einer erneuten kriegerischen Auseinandersetzung entgegen. Die drei Konsuln der Mächte, der Oberste Richter Cedarcrantz und die beiden rivalisierenden Könige Laupepa und Mataafa (Tamasese stand immer noch als dritter Anwärter im Hintergrund) waren die Hauptakteure in einem Machtspiel, das sich durch Stevensons Ankunft nur komplizierte. Denn seine Berühmtheit machte den Autor zu einem Mann von Bedeutung. Er bezog sehr bald Stellung, und zwar weniger im Interesse einer der Mächte (obwohl er selbstredend die britische favorisierte) als vielmehr im Interesse der Ureinwohner, zu deren Ratgeber, Anwalt und Freund er immer mehr avancierte. Den Machthabern war der prominente Neuling dabei zunehmend ein Dorn im Auge.

Was Fannys Tagebuch und Louis' Briefe beschreiben, sind zu-

nächst weniger die politischen Prozesse als vielmehr das Pionierdasein in einer fremden Welt. Es geht um Saatgut und Nutzpflanzen, um Pferde und Nutzvieh, um den Umgang mit den eingeborenen Bediensteten. Doch im Verlauf der vier Jahre ändern sich die Schwerpunkte deutlich, und so lässt die Zeit in Vailima vier Phasen erkennen, vier Akte eines Schauspiels, die auf einen dramatischen Höhepunkt hinführen. Familiäre Beziehungen, Krisen und ein drohender Krieg zwingen die Protagonisten zu Stellungnahmen – und Positionsbestimmungen. Und Position beziehen sie deutlich. Denn wir haben es mit außergewöhnlichen Charakteren zu tun, und das wird daran deutlich, wie sie handeln. In der kolonialen Welt des 19. Jahrhunderts sind sie ein Anachronismus. Sie sind unangepasst, unbequem, ein Kuriosum, für den damaligen wie auch für den heutigen Betrachter. Sie nehmen Partei für die Eingeborenen, setzen sich für sie ein. Sie beeindrucken durch ihren politischen Weitblick über den Horizont ihrer Zeit hinaus, durch ihre humanistische und uneigennützige Einstellung. Durch ihre Entschlossenheit, die Dinge zu meistern. Wider Willen zwar, sind sie jedenfalls Aussteiger, und das allein schon im Geiste, denn sie haben sich den Konventionen ihrer Zeit nie mehr als nötig gebeugt.

Beide sind Kämpfer. Kopfschüttelnd zwar und zuweilen schmunzelnd, kann man ihnen die Sympathie nur schwerlich verweigern.

Dramatis personae: Louis und Fanny, zeitweise Fannys Sohn Lloyd, ihre Tochter Belle mit ihrem Ehemann Joe Strong und Sohn Austin, Margaret Stevenson, für mehrere längere Aufenthalte, Graham Balfour, der Cousin, während längerer Besuche.

Ach ja, und die zentrale Frage: Waren sie miteinander glücklich, war ihre Liebe echt und »groß«? Die Leserin, der Leser möge sich darüber selbst ein Urteil bilden.

I

»Ich liebe alles, was sprießt«



Pionerdasein am Ende der Welt

September 1890 – April 1891

FANNY

September 1890

Ankunft in Vailima am [Lücke] September. Der Stand der Dinge ist ziemlich unbefriedigend, man hat den Äußerlichkeiten mehr Beachtung geschenkt als praktischen Erwägungen. Ein sehr schmuckes und aufwendiges Gebäude, das sehr an einen Pavillon in einem deutschen Biergarten erinnert, wurde im Winkel oberhalb des kleinen Wasserfalls errichtet. Aber es gibt keinen Unterschlupf für die Schweine und keinen Hühnerstall. Ich übertrug dem Zimmermann das Aufstellen der Betten (*nicht* solche, wie wir sie bei Hoffnung bestellt hatten), und Louis veranlasste, dass man den Pavillon mit Brettern verkleidet, damit er ihn nutzen kann, um darin zu arbeiten.

Als wir am Morgen gerade mit dem Frühstück fertig waren, erschien der »Zeugwart« von der *Lübeck*, dem Dampfer, der uns herbrachte, und fragte, ob es hier Arbeit für ihn gebe, bis Weihnachten, denn für den Zeitpunkt erwartet er einiges an bestellten Waren, mit denen er einen Laden eröffnen will. Ich habe ihn vom Fleck weg für alle anfallenden Arbeiten verpflichtet. Er scheint sehr arbeitswillig und gutmütig zu sein, aber auch äußerst ungeschickt und nicht sehr gut im Englischen.

Wir machten uns daran, Kisten zu öffnen und herauszuholen, was wir fürs Erste brauchen, aber angesichts der bevorstehenden Regenzeit hat der Hühnerstall Vorrang, und meine armen Cochins¹, die ich in einer Kiste aus Sydney hergebracht habe, machen nicht den Ein-

¹ Begriffe und geografische Bezeichnungen, die bei ihrer ersten Erwähnung mit einem * gekennzeichnet sind, finden sich im Glossar, S. 389–394, erläutert.

druck, als wären sie großen Anforderungen gewachsen, und außerdem kommen wir nicht an die Eier, solange die Hühner irgendwo im Busch legen. Es stellte sich als nahezu unmöglich heraus, Paul (der ehemalige Zeugwart heißt Paul) meine Anweisungen verständlich zu machen, und ich bin fast daran verzweifelt. Es gelang uns, aus Stämmen, die der Zimmermann zurückgelassen hatte, ein Grundgerüst zu bauen, aber es besaß keine Schrägen für ein Dach, und Paul war nicht dazu zu bringen, die Stämme entsprechend zuzuschneiden. Nicht dass es ihm an Bereitschaft mangelte, aber er verstand mich nicht. Schließlich konnten wir es unter äußersten Schwierigkeiten errichten und mit einer Seite an einem Baum festnageln. Ich schätze, es misst etwa zwölf Fuß im Quadrat.

Am nächsten Tag entdeckte ich zu meiner Freude ein großes Knäuel Kordel, aus Kokosfasern geflochten, das ich auf einer der Linieninseln* gekauft habe. Ich weiß noch, wie ich dafür ausgelacht wurde. Ich sagte: »Ich fühle es in den Knochen, dass ich diese Kordel in Vailima brauchen werde.« Und ich packte sie in meinen Reisekoffer, zum Spott meiner Familie, die vorschlug, ich solle als Baumaterial auch noch Kokospalmenzweige und Korallenstücke mitnehmen. Am Morgen übergab ich meine Kordel an Ben (den »Boss« der »Boys«, die draußen arbeiten) und trug ihm auf, mit seinen Männern in den Busch zu gehen und junge Bäume zu schneiden, damit wir den Hühnerstall *faa Samoa** fertig bauen könnten. Er ist nun fertig, und zwar sehr stark und solide, und ich habe angefangen, einen Eiervorrat anzulegen.

Mittendrin, als das Grundgerüst gerade stand, kam der Missionar, Mr. Claxton², angeritten, um uns einen Besuch abzustatten. Als Gastgeberin gab ich ein trauriges Bild ab, beschmutzt, wie ich war, schäbig gekleidet, das Haar vom Wind und von der Hitze zerzaust, mit einem blutenden Knöchel, wo ich mir die Haut aufgeschürft hatte.

² Personen von Bedeutung für das politische und gesellschaftliche Leben im Samoa der 1890er-Jahre finden sich in einem Personenverzeichnis, S. 393–394, aufgeführt.

Ich überließ den Gast – der beständig sagte: »Ich werde nicht lange bleiben, Mrs. Stevenson, ich gehe gleich wieder« – Louis, während ich mich in achtbarere Kleidung hüllte.

Nachdem er gegangen war, kam mein alter Freund [Lücke] (das bedeutet »Gelingen«) in voller Montur auf einen ersten Besuch, ein prachtvolles Exemplar der Gattung Mensch. Er trug ein sehr knappes *Lava-lava**³, dessen Dürftigkeit aber ausgeglichen wurde durch die Größe des Kranzes, den er um den Hals trug. Der Kranz war aus vier Reihen von Blüten geflochten und reichte ihm bis mitten auf die Oberschenkel. Er brachte ein Präsent aus Fisch und Brotfrucht, Letztere zum Teil gebacken, zum Teil roh. Ich hatte bereits ein Huhn für die Mahlzeit vorbereitet und geröstete wilde Bananen, beides noch in Apia gekauft, und ich fand, es blieb uns nichts anderes übrig, als ihn an unseren Tisch zu bitten, obwohl mir klar war, dass dies ein schlechtes Exempel darstellte und sich dieser Besuch unweigerlich bald wiederholen würde.

Und tatsächlich erschien er anderntags mit einem weiteren kleinen Präsentkorb. Nach ausgiebigem Abwägen beschlossen wir ihn zu verabschieden, bevor die Mahlzeit aufgetischt wurde. Das war ein denkbar peinlicher Akt, jedoch absolut notwendig. Als Paul das Abendessen ankündigte, in ebendem Raum, wo wir saßen, erhob sich Louis von seinem Stuhl, ging hinüber zu [Lücke], streckte ihm die Hand entgegen und sagte *Tofā*⁴, den Abschiedsgruß. Ich tat das Gleiche, und wir setzten uns zum Essen nieder, nachdem wir somit das Schäbigste getan hatten, was man einem Samoaner zumuten kann. »Einsamer Esser« ist eine spöttische Beleidigung. Unser Freund verzog sich auf die rückwärtige Veranda, und wir nahmen unsere Mahlzeit ein und mussten uns fragen, ob wir aus einem guten Freund einen Feind fürs Leben gemacht hatten. Er jedoch kehrte zurück, sobald wir uns vom Tisch erhoben, und ließ sich nicht nur einige Zigaretten geben, sondern bettelte auch um eine Flasche Petroleum, was ich entschieden ablehnte.

Am übernächsten Tag war er wieder da und brachte einen Korb mit *Poli sami*³, Brotfrucht und etwas Fisch. Nachdem wir bereits deutlich gemacht hatten, dass wir nicht bereit waren, ihn in die Familie aufzunehmen, schickten wir ihm wenigstens eine Platte mit Gaben aus unseren Vorräten nach draußen auf die Veranda.

Am Tag nachdem Mr. Claxton da gewesen war, bekamen wir Besuch von Pater Gavet, einem Priester der katholischen Mission³. Zu meinem Leidwesen sprach er kein Englisch, und ich verstand nur Bruchstücke von dem, was er sagte. Mein Bedauern war groß, denn ich hätte gern mit ihm über so manches gesprochen. In der Mission gab es einen heiklen und kuriosen Vorfall. Pater Gavet hatte gerade in der Zeitung einen Bericht darüber gelesen, dass man einige Chinesen in Chicago dabei überrascht hatte, wie sie die Überreste einiger ihrer toten Landsleute für den Export in Dosen konservierten. Auf entsprechende Vorwürfe hin erklärten sie, es sei Ware für den Südseehandel. Welche Gefühle ergriffen also den Pater, als einer seiner Leute mit einem menschlichen Zahn zu ihm kam, den man in einer der Rindfleischkonserven gefunden hatte! Vergeblich versuchte er ihnen plausibel zu machen, dass es sich um den Zahn einer Kuh handelte, eines Schafes, irgendeines Tiers und jedenfalls nicht den eines Menschen – sie wussten es besser und verkündeten, sie seien keine Kannibalen. So blieb dem Priester nichts anderes übrig, als selbst von der Mahlzeit zu essen. »Mit welchem Appetit, kann man sich wohl denken«, sagte er.

Ben und seine drei Boys haben nicht nur den Hühnerstall gebaut, sondern auch die Koppel vom Wildwuchs befreit. Dort wollen wir unser Pferd halten und hoffentlich auch eine Kuh. Der Zimmermann ist dabei, die Koppel mit Draht einzuzäunen. Das Gras verbreitet

³ Die London Missionary Society, eine 1795 gegründete christliche Organisation mit missionarischen Schwerpunkten im Südpazifik und in Afrika. Seit 1830 mit Niederlassung in Samoa. Heute Teil der Council World Mission (CWM).

sich durch Ableger und geht nicht ohne Weiteres an, doch wenn es wächst, wächst es gut und verdrängt jegliches Unkraut. Es ist ein Import aus Amerika und heißt »Büffelgras«. Ich habe gehört, dass Rinder damit zwar gut gedeihen, die Milch aber nicht fett und die Butter nicht gut wird; wenn man den Kühen allerdings zusätzlich Papayas und Bananen und das duftige Riedgras zu fressen gibt, das die Samoanerinnen in ihre Kränze flechten, wird die Butter ausgezeichnet. Papaya-Bäume sehe ich überall aufschießen und habe Ben Anweisung gegeben, sie allesamt stehen zu lassen.

Gestern Abend streifte ich umher und säte hier und da Samen von Melonen, Tomaten und Limabohnen, wo mir ihr Wachstum aussichtsreich erschien, da mein Garten warten muss, bis aller Wildwuchs beseitigt ist, schließlich wäre es ein Unding, das Gras zu gefährden, wenn seine Wurzeln gerade festen Halt gewinnen. Ich habe etwas Luzernen-Saat mitgebracht und will es damit probieren. Mr. Moors sagt, dass seine Versuche damit fehlgeschlagen seien, aber ich nehme an, Sorgfalt ist dabei das Entscheidende. Als Pater Gavet hier war, gab ich ihm ein Päckchen Saat für eigene Versuche. Da und dort wachsen riesige Wassermelonen in großer Anzahl, aber die Qualität der Früchte ist dürftig, und wenn sie gerade essbar sind, vertilgen die Ratten das ganze Fruchtfleisch. Gestern und heute Morgen brachte man mir jeweils eine ausgehöhlte Schale. Unser einziger Nachbar, Mr. Schmidt, legt jede Nacht Gift aus, und ich sollte wohl dasselbe tun. Ich befürchte zwar, dass Bens Katze die vergifteten Ratten fressen könnte, doch dann frisst sie die von Mr. Schmidt ebenso wie die unseren.

Seit zwei Tagen fliegt ein dummer Vogel unter unserem Dach herum. Er huschte durch die offene Tür herein, und ich dachte, er würde das Haus auf demselben Weg auch wieder verlassen, aber nein. Das arme Ding flatterte den ganzen Tag umher und verbrachte die Nacht an unzugänglicher Stelle auf der mittleren Dachverstrebung. Gestern stellte ich Stühle so in Reihe, dass ich ihn mit einem an einem lan-

gen Speer befestigten Papierbündel hin und her scheuchen konnte, in der Hoffnung, er würde sich tiefer hinabschwingen und durch eine der Türen und Fenster hinausfliegen, die ich alle geöffnet hatte. Doch obwohl ich mit dem Speer herumfuhrwerkte, bis ich die Arme vor Erschöpfung kaum noch hochbekam, flog er unbeirrt immer am Dachfirst entlang. Momentan sehe ich ihn nirgends und kann nur hoffen, dass er hinausgefunden hat, während ich draußen beim Bau des Schweinestalls nach dem Rechten sah.

Wir besitzen drei Schweine, einen stattlichen importierten weißen Eber und zwei schmale Säue. Sie hausen in einer großen runden Abtrennung, die mit ihren Steinmauern wie eine antike Befestigungsanlage aussieht. Eine weitere Sau befindet sich noch an Bord der *Janet Nicholl*⁴; ich bekam sie auf Savage Island* als Frischling von der Frau eines Mischlings namens Johnny. Man hat mir versprochen, das Schwein zu versorgen, bis die *Janet Samoa* erreicht, wo sie festmachen wird. Einige süße Kokosnüsse zur Aussaat müssten auch noch in einer der Truhen sein, die anscheinend übersehen wurden, als meine Sachen an Land geschickt wurden. Ich gehe davon aus, dass sie zusammen mit dem Schwein wiederaufzutauchen werden. Bei einem Schlachter in Sydney hatte ich auch eine schwarze Berkshire-Sau bestellt, kann mir aber vorstellen, dass der Schlachter die Ernsthaftigkeit meines Auftrags bezweifelte, bis es zu spät war, das Tier zu verschiffen. Da sein Vertrauen mittlerweile durch das Erscheinen eines respektablen, geschäftsmäßigen älteren Herrn wiederhergestellt wurde, der ihm bezüglich des Schweins eine Nachricht von mir überbrachte, habe ich Grund zu der Annahme, dass ich es demnächst an Bord der *Lübeck* erwarten darf.

An Geflügel habe ich fünf Cochin-Hühner und zwei junge Hähne

⁴ Auf der *Janet Nicholl* reisten die Stevensons vom 11. April bis zum 26. Juli 1890 durch die Südsee. Fanny Stevenson schreibt den Namen des Schiffes durchgängig – und eigentlich unkorrekt – mit nur einem l.

mitgebracht, dazu gibt es eine unbestimmte (bis zur Errichtung des Hühnerstalls stetig abnehmende) Anzahl von schwarzen spanischen und diversen einheimischen Hühnern.

Die Bäume, die auf der Lichtung belassen wurden, sind von immenser Größe, wahrlich majestätische Bäume, um deren Stämme sich Schlingpflanzen winden und in deren Astgabelungen Orchideen wachsen. Man sagte mir, dass ein Naturforscher hier kürzlich zwei neue Gattungen der Letzteren entdeckt hat. Mr. Chalmers (Tamate), der Missionar aus Neuguinea, hat versprochen, mir viele verschiedene Arten zu schicken. Er und Mr. Claxton kamen am Samstagnachmittag zu uns heraufgeritten. Sie überbrachten die Neuigkeit, dass der Dampfer *Richard* durch den Streik in Sydney aufgehalten wurde, und so wird Tamate nicht so bald abreisen können, wie er erwartete – was für uns gute Nachrichten sind, denn wir lieben Tamate, und Louis hofft sehr darauf, ihn auf die Hervey's* begleiten zu können.

Unsere großen Bäume sind belebt mit Vögeln, die zu bestimmten Stunden der Nacht und am Morgen aus voller Kehle zwitschern. Obwohl sie nicht eigentlich singen, ist ihr Gezeter sehr musikalisch und schön anzuhören.

Gestern, an einem Sonntag und Feiertag, ging Ben mit seinem Gewehr in den Busch zur Jagd. Er kam mit einigen kleinen Vögeln zurück, die aussahen wie Papageien und zum Bersten fett waren. Die Vorstellung, Vögel zu essen, die man mit Käfigen und Schaukeln und Stangen in Verbindung bringt, bereitete mir gewisse Schuldgefühle, doch da wir nichts anderes hatten, sah ich mich genötigt, sie zuzubereiten, und sie ergaben eine ganz ausgezeichnete Mahlzeit. Ich habe irgendwo gelesen, dass der Dodo und einer seiner Verwandten, die »Zahntaube«*, immer noch auf dieser Insel zu Hause sind. Es wäre wunderschön, einen Dodo als Haustier zu haben. Das ist eines der Dinge, die ich mir wünsche.

Unser Haus hat uns viel Anlass zur Sorge gegeben. Es ist eine klei-

ne Hütte, die später einmal als Nebengebäude dienen soll, mit drei Räumen im oberen Stockwerk und zweien zu ebener Erde. Wir wohnen im oberen Bereich; einer der Räume von vierzehn mal sechzehn Fuß Größe dient als Ess- und Wohnzimmer, ein anderer, erheblich kleinerer, ist unser Schlafzimmer. Den dritten, etwa zehn Mal sechs Fuß großen benutzen wir vor allem als Speisekammer und Vorratsraum. Das große Zimmer unten wird bewohnt von Ben, seiner Frau und einem etwa zwei Jahre alten kleinen Mädchen sowie von den drei Kanaken⁵, die für Ben arbeiten. Ben stammt von der [Lücke]-Insel, einer der Burschen von [Lücke], der dritte und vierte sind, glaube ich, Samoaner, wie auch Bens Frau. Mrs. Ben ist eine prächtige, stramme junge Frau mit einer guten Figur, einem nichtssagenden Gesicht und einer beispiellosen Veranlagung zur Untätigkeit. Sie trägt gewöhnlich nur ein knappes Stück Stoff um die Hüften, erscheint aber manchmal auch in einem gestreiften Baumwollumhang. Das Baby bleibt meist nackt, ist jedoch im Besitz eines Kleidungsstücks von der Größe eines Taschentuchs. Dem Anschein nach ist es ein gutes, stilles kleines Ding, hat jedoch die unschöne Angewohnheit, mit dem Mund direkt aus dem Hahn des Wassertanks zu trinken. Zu wissen, dass samoanische Kinder anfällig sind für eine schreckliche Krankheit namens Frambösie*, die ansteckend und bei weißen Erwachsenen unheilbar ist, trägt nicht dazu bei, dass ich diese Unart wirklich gutheißen könnte. Den kleinen Raum neben unserer Vorratskammer nutzt Ben zum gleichen Zweck. Hier verstaut er seine Fässer mit Salzfleisch, seine Petroleumbehälter, Reis und Schiffszwieback, den Proviant für die Männer, darüber hinaus einige Spaten und Schaufeln und Äxte und Messer; abgesehen von den Messern alles in denkbar ungepflegtem, desolatem Zustand.

Ich fürchte, ich habe Ben heute Morgen sehr gekränkt. Samstag-

⁵ »Kanake« bedeutet in manchen polynesischen Sprachen »der Mensch« und wurde eine verbreitete Bezeichnung der Weißen für die Südseeinsulaner.

abend erschien hier ein alter Mann, vermutlich ein Verwandter seiner Frau, und blieb über Sonntag. Die Samoaner aus der Gegend von Apia sind allesamt unverbesserliche Diebe, deshalb war ich unweigerlich ein wenig besorgt um einige Kisten, die unverschlossen in Bens Räumlichkeiten verstaut sind. Allerdings wollte ich Bens sonntäglichem Besuch auch keinen Riegel vorschlieben. Doch als ich heute Morgen den alten Mann vorfand, wie er, unverrückbar wie ein Möbelstück, eine hölzerne Kopfstütze beanspruchte, die er auf der oberen Veranda entdeckt hatte, hielt ich die Zeit für eine Abwehrstrategie gekommen. »Jeder, der sich hier aufhält, nachdem seine Geschäfte abgeschlossen sind oder sein Besuch beendet ist, muss arbeiten«, erklärte ich und schickte den Mann zum Steineausgraben. Er war darüber bestürzt, und als ich hinausging, um nachzusehen, wie er sich machte, da hatte er die Boys, die den Schweinestall bauten, schon überredet, ihm zu helfen. Ich schickte sie zurück an ihre Arbeit, und der alte Mann verschwand, aber ich vermute, er treibt sich noch irgendwo hier herum.

Doch zurück zum Haus. Es sagte uns in jeder Beziehung zu, abgesehen von der Farbe. Unser Wohnzimmer, welches sich zum Blechdach hin öffnet, das selbst eine hässliche Farbe hat, ist vier Fuß hoch in einem kalten Schwarz gestrichen. Darüber in einem noch kälteren, noch widerwärtigeren Weiß. Die Türen haben eine kühle, bleierne Farbe. Überhaupt wirkt hier alles kalt und wie tot. Wir inspizierten unsere Kisten und brachten einige Stücke sehr dunkler *Tapa** zutage, im Grundton von einem satten, fast schwarzen Kastanienbraun, und die Figuren darauf treten in Schattierungen von einem rötlichen bis zu einem sehr hellen Milchkaffeebraun hervor. Einige Teile eigneten sich als Borten, und als sie angebracht waren – und obwohl sie nur die beiden Hauptseiten des Raumes bedeckten –, zeigte sich das Erscheinungsbild des Raumes ganz verändert. Über der Tür, die die beiden Zimmer verbindet, befestigten wir ein großes, flaches Stück rosafarbener Koralle von Nanouti*, ein Geschenk von Käpt'n Reid auf der

*Equator*⁶. Wir beauftragten den Zimmermann damit, in einer Ecke des Raumes und zu beiden Seiten der Fenster Regale zu bauen. Außerdem nagelte er für mich Bretter zu einem couchförmigen Gestell zusammen, auf das ich eine mit einem Tuch bedeckte Matratze legte. Über den hölzernen Tisch liegt eine alte rosaarbene Decke gebreitet. Wenn wir die Lampe anzünden und die kleine japanische Dose aufstellen, aus der Buhach*-Rauch aufsteigt – denn wahrhaftig, es *gibt* hier Moskitos –, fühlen wir uns recht behaglich und heimisch. Wir haben vor, die Wände bald fertigzustellen und einige unserer schönen Matten auszulegen.